

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz
Benedikt. Morgenblatt. Nr. 6065. Wien, Sonntag, den 17. Juli 1881.

Eduard Hanslick, *Musikalische Reisemomente.* Frankfurt
a. M., Ende Juni.

1 **Musikalische Reisemomente.**

Ed. H. Seit Jahren verfolgen mich auf allen Reisen zwei Mißgeschicke: die Lucia und die Martha. Nicht etwa ehemalige Flammen, die mir unter kaltgewordener Asche nachzüngeln würden, sondern die beiden bekannten, durch ihre Popularität grausam gewordenen Opern. Wohin ich kom men mag: immer Lucia oder Martha! Da nun alte Theater-Passion mich in jeder fremden Stadt gleich nach dem Comödienzettel fragen läßt, so pflegt meine erste Empfin dung in deutschen Hauptorten die des Schreckens zu sein. Im Begriffe, nach vielen Jahren wieder einmal Frankfurt am Main zu besuchen, mochte ich das Vergnügen dieses Wiedersehens mir nicht gerne durch die genannten beiden Damen abermals stören lassen, deren Gestalt sich um so drohender vor mir erhob, als mich ja hauptsächlich das neue Opernhaus nach der ehemals freien Reichsstadt hinzog. So unterrichtete ich denn zuvor brieflich Freund von *Dessoff* jener peinlichen musikalischen Verfolgung und wie es ihm, dem mächtigen Beherrscher der Frankfurter Oper, wol ein Leichtes wäre, mir die bösen Feen vom Leibe zu halten. Be ruhigt zog ich meiner Straßen. Die unverwüstliche Pietät, die mich immer wieder den alten Gasthöfen, die ich einmal bewohnt, in die Arme treibt, führte mich natürlich zum „Schwan“. Im vorigen Jahrhunderte, das heißt vor fünfzehn Jahren, war das noch ein solid be scheidenes Haus, welches köstliche Schilde *Börne*'srunge des „Eßkünstlers“ und tägliche *Schopenhauer*'s Anwesenheit an der Table d'hôte berühmt gemacht hatte. Jetzt hat der „Schwan“ ein neues Kleid und einen neuen Ruhm angezogen: es ist ein stolzer Palast geworden, ein historischer Palast, in welchem der Pariser Friede 1871 unterzeichnet wurde. In patriotisch gehobener Stimmung schaute ich nach der Gedenktafel und gleich darauf in der Einfahrt nach dem Theaterzettel. Richtig, weder „Lucia“ noch „Martha“ blickte mir entgegen. Braver *Dessoff*! Hingegen ein anderes Schreckenswort, auf das ich nicht vorbereitet war, das Wort: *Geschlossen*. Ich war just zum Beginne der Opernferien in Frankfurt eingetroffen. So durfte ich, wie der Prophet, das gelobte Land, das prächtige Opernhaus nur sehen, nicht betreten. Die Erlaubniß, es Vormittags im Innern zu besehen, lockte mich nicht; wer ein Theater, sei es das schönste, am hellichten Tage, beim Scheine einer Gasflamme oder gar einer Laterne betrachtet, wie einen starren Leichnam, der erfährt nur Enttäuschung und Unbehagen. Seit dem keinem Fremden erlassenen Vormittagsbesuche der Fenice in Venedig habe ich nie wieder vorwitzig den unheimlichen Eulenschlaf eines Theaters gestört. Von Außen erinnert das neue Frankfurter Opernhaus an das Wiener; frei stehend, imposant, der größten Residenzstadt würdig. Die über dem Hauptportal in Goldbuchstaben erglänzende Aufschrift: „*Dem Wahren, Guten, Schönen*“ verdient das Lob edler Gesinnung, etwa wie ein großherziges, aber

schwer zu haltendes Gelübde. Selbst in dem wohlwollendsten Kenner unserer Opernzustände erregt sie die bange Frage: Woher will der Frankfurter Theater-Director den nöthigen Reichthum an Wahrheit, Güte und Schönheit nehmen, um damit jahraus jahrein dies Haus zu füllen? Mich dünkt, die Aufschrift „Frankfurter Opernhaus“ wäre bei aller Einfachheit nicht minder wahr, gut und schön gewesen und jeden falls unverfänglicher.

Mein erster Morgengang führte mich diesmal, wie immer, in jenes Gotteshaus von Frankfurt, das mich am andächtigsten stimmt, am tiefsten beglückt: Ge *Goethe's* burtshaus. Wann endlich wird man in Weimar so weit sein, den aristokratisch-schäbigen Egoismus der Nachkommen *Goethe's*, die sich in dessen Wohnräumen, seinem Arbeits- und Sterbezimmer, wie in einem Boudoir einschließen, zu besiegen und diese geheiligte Stätte für die Nation zu er obern, wie es Frankfurt gethan mit *Goethe's* Geburtshaus!

Frankfurt, das seit dem Verluste seiner Freiheit, als Republik selige Witwe, viel hübscher und stattlicher geworden ist, lockt gegenwärtig noch durch einen besonderen Anziehungspunkt zahlreiche Fremde. Ich meine die große Industrie-Ausstellung, die inmitten der üppig grünen Anlagen vor dem Bockenheimer Thor ihre Schätze entfaltet. Sie nennt sich officiell: „*Patent- und Musterschutz-Ausstel*“. Unter dieser etwas schwerfälligen und kaum allge lungmein verständlichen Benennung birgt sich ein neues, werthvolles Princip für Veranstaltung von Expositionen. Seitdem keine größere Stadt mehr zurückbleiben will mit einer eigenen Industrie-Ausstellung, beginnen diese die Stelle der ehemaligen Messen und Märkte einzunehmen, welche durch die raschen Verkehrsmittel unserer Zeit seit dreißig bis vierzig Jahren ihre Wichtigkeit eingebüßt haben. Will unter diesen bedenklich drängenden, oft nur äußerlich glänzenden Ausstellungen der Gegenwart eine durch ein be deutenderes Ziel und ernsteren Charakter emporragen, so müßte sie ausschließlich oder doch zum allergrößten Theile nur solche Erzeugnisse aufnehmen, die durch eine neue Idee oder durch eine neue Form sich auszeichnen. Dies ist der leitende Gedanke der gegenwärtigen Frankfurter Ausstellung; sie stellt Objecte aus, welche „unter Patent- oder Muster schutz“ stehen. Nach dem deutschen Patentgesetze, das nach dem älteren Vorgang Englands, Frankreichs und Amerikas entstanden und erst mit 25. Mai 1877 in Kraft getreten ist, kann ein „Patent“ genommen werden auf eine neue *Idee*, eine Erfindung, welche dem Fabrikanten, dem Handwerker oder überhaupt dem Publicum praktischen Vortheil bietet; „Musterschutz“ wird erlangt für eine neue gefällige *Form*, ein neues Muster. Den Fortschritten der Technik gedeiht der Patent- und Musterschutz schon deßhalb zu größtem Vor theil, weil eine neue Erfindung nicht mehr geheimgehalten werden muß; sie wird im Gegentheil vom Patentamte selbst publicirt. Jeder Fabrikant kann somit das Neue erfahren und sich mit dem Erfinder ins Einvernehmen setzen, und um gekehrt kann jeder Erfinder, ohne Mißbrauch befürchten zu müssen, dem Fabrikanten seine Idee mittheilen. Die Zusammenstellung solcher Erfindungen an einem Centralpunkt wie Frankfurt ist für raschere Verwerthung dieser Erfindungen von hohem Nutzen und äußerst belehrend für das große Publicum. Mir ist leider nur an musikalischen Gegenständen ein mehr als bloß schaulustiges Interesse vergönnt, und gerade diese fand ich in Frankfurt nur spärlich vertreten. Als interessant auch für weitere Kreise fiel mir jedoch zweierlei auf: die Erfindung eines automatischen Notenumwenders und die neuen Pianos von in *Steinway* Newyork. Die Unbequemlichkeit, sich während des Spielens selbst die Noten umblättern oder einen nicht immer geschickten Helfer darum ersuchen zu müssen, hat einen Herrn Leo zur Er *Sanft*findung einer Umwende-Maschine bewogen. Er steckt jedes einzelne Notenblatt an dessen unterm Ende in eine Art eiserner Klammer, welche durch den Druck auf ein eigenes Pedal mit einem Magnete in Berührung gebracht und von diesem nach links gezogen wird, ohne daß der Spieler die Hand von den Tasten zu heben braucht. Der Magnet ist nicht übel gedacht — er bringt doch in jedes Musik-

stück etwas Anziehendes — der Apparat scheint mir aber doch etwas schwerfällig im Verhältnisse zu seiner so einfachen Aufgabe. Ehe man daran geht, ein recht umfangreiches Notenheft, eine Oper oder Symphonie, Blatt für Blatt zuvor in Eisenschienen zu legen und die magnetlenkende Stange anzuschrauben, entschließt man sich vielleicht doch noch lieber zu der gewohnten eigenhändigen Bedienung.

Die Claviere von erregen die Bewun *Steinway* derung von Kennern und Laien. Der große Concertflügel, den die Ausstellungs-Commission für 5000 Mark zur Ver losung angekauft hat, ist von wunderbarer Klangschönheit und dabei so solid, daß er, von Amerika herübergebracht und allen Uebelständen eines großen Ausstellungsraumes ausgesetzt, dennoch bis heute nicht nachgestimmt zu werden brauchte. Das Pianino an seiner Seite erreicht in bisher kaum ge ahnter Weise den reifen Klangcharakter des besten Flügels; ein Stutzflügel endlich concurrirt trotz seines kleinen Formats an Tonfülle fast mit dem Concert-Instrumente. Steinway's erfinderischer Geist scheint in rastloser Bewegung, in stetigem Fortschreiten. Seitdem seine Claviere auf der Londoner Aus stellung 1862 durch das kreuzsaitige System, auf der Pariser 1867 durch die neue Compression des Resonanzbodens, später noch durch die geniale Erfindung der Doppelmensur („Duplex scala“) Epoche gemacht, hat Steinway über zwanzig neue Erfindungspatente erlangt. Die neuen Verbesserungen, welche zum erstenmale an seinen Ausstellungs-Clavieren in Frank erscheinen, werden nicht ermangeln, ähnliches Aufsehen furt zu erregen.

Interessant ist eine Aeußerung Richard *Wagner's* über diese neuesten Erfindungen in einem kürzlich veröffent lichten Briefe an Th.: „Unsere großen Ton *Steinway* setzer scheinen, als sie gerade für das Clavier die herrlichsten ihrer Sätze schrieben, eine zukünftige Idealisierung des In strumentes, wie sie jetzt namentlich durch *Sie* erreicht worden ist, geahnt und vorausgesetzt zu haben. Eine Beethoven'sche Sonate, eine Bach'sche chromatische Phantasie scheint erst jetzt auf Ihren Instrumenten zur richtigen Geltung gelangen zu können.“ Imponirt uns Steinway durch sein seltenes wissenschaftliches Rüstzeug — denn nicht durch bloße glückliche Empirie, sondern nur aus tiefen akustischen Forschungen konnten seine Erfindungen entstehen — so überrascht er nicht minder durch seine großartige administrative und mercantile Thätigkeit. Er begnügte sich nicht mit seiner oft beschriebenen großen Fabrik in Newyork, sondern errichtete vor Kurzem noch drei bedeutende neue Etablissements, eine Verkaufshalle mit Concertsaal in, eine Fabrik in *London Hamburg* und einen umfangreichen Complex von Fabriken in, *Astoria* gegenüber von Newyork. Auf die Idee der Hamburger Fabrik brachte ihn die Wahrnehmung, daß seine Pianos für Europa zu kostspielig sind, hauptsächlich in Folge der hohen Arbeitslöhne in Amerika. Ein Clavier, das, von deutschen Arbeitern in Newyork gearbeitet, 5000 Mark kostet, stellen deutsche Arbeiter in Hamburg aus denselben Materialien um 4000 Mark her. Steinway schickt die vollständigen Clavierbestandtheile aus Newyork in seine Fabrik nach Ham, wo sie nach seiner Anweisung zusammengesetzt werden burg zu Instrumenten, welche den amerikanischen völlig gleich, um 25 Percent billiger sind. Sie gehen hauptsächlich nach Eng, land Deutschland, auch Südamerika. Das Etablissement in Astoria, das gleichsam die Vorarbeiten für die Fabrik in Newyork besorgt, besteht aus Plätzen zur Aufnahme der rohen Holzstämme, aus großen Wasserbassins zum Schutze der Stämme gegen Luft- und Sommerrisse, aus einer Stahl-, Metall- und Bronze gießerei, einem Bretterplatz, auf dem gewöhnlich fünf Millionen Fuß Bretter liegen u. s. w. Für den Oesterreicher, dessen Land doch einen so alten, wohlver dienten Ruf in der Clavier-Fabrication genießt, mischt sich in die Bewunderung der großartigen Fabriken Steinway's ein wenig Neid und Betrübniß, gedenkt er der bescheidenen Behelfe, mit denen die besten unserer Clavierfabrikanten arbeiten müssen, um eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Pianos jährlich herzustellen, für mäßige, unserem Publicum noch immer zu hoch dünkende Preise. Man scheint sich bei uns schlechterdings nicht an den Gedanken gewöhnen zu kön nen, daß ein vortreffliches Clavier

nicht billig herzustellen ist, vielmehr nur aus kostspieligem Material, durch die außer ordentlich getheilte Arbeit sehr zahlreicher geschickter, also theuer bezahlter Arbeiter und durch eine Sorgfalt in der letzten Vollendung, welche die wohlfeile Eile des Fertig machens ausschließt. Darum ist Oesterreich auch kein Markt für Steinway-Flügel, was wir zum Troste unserer Clavier fabrikanten und insofern zu unserem eigenen hier beisetzen, als gerade dieser Umstand die unbefangene Anerkennung aus ländischer Leistung uns erleichtert.

Uebrigens hat die Annahme des Steinway-Systems einer großen Anzahl auch geringer deutscher Clavierfabrikanten bereits zu überraschenden Erfolgen verholten. Der (von G. verfaßte) officielle *Chouquet* Weltausstellungs-Bericht von 1878 betont, daß Deutschland seit 1867 dem Steinway'schen System blind nachgefolgt sei, auch Oesterreich und England sich nicht frei davon erhalten, hingegen Frankreich eine „vornehme Reserve“ gegen dieses System beobachtet habe. Nun, heute kann man die Wirkung dieses verschiedenen Verhaltens abschätzen. Für Frankreich besteht das Resultat der „vornehmen Zurückhaltung“ darin, daß es von einer Fabrication von 20,000 Pianos jährlich auf etwa 8000 herabgesunken ist! hingegen ist seit *Deutschland* 1867, wo es Steinway's Erfindungen zu adoptiren begann, von einer Jahres-Production von 10,000 Clavieren auf circa 30,000 gestiegen und hat die französischen Claviere von allen Weltmärkten nahezu verdrängt. Die deutschen Fabrikanten sind allerdings heute nicht weiter gelangt, als bis zu jenem Steinway-System, wie es in Paris 1867 vorlag. Dennoch haben sie selbst in England sich einen großen Markt erobert mit ihren nicht nur besseren, sondern auch billigeren Instrumenten. In Eng macht sich jetzt ein jüngerer Geschlecht bemerkbar, das land durch die Steinway'schen Neuerungen ein frisches Leben in diese Industrie bringt, während die altberühmten englischen Firmen, die noch ihrem alten System anhängen, bekanntlich in starkem Niedergang begriffen sind. Darin liegt ein bedeutender Fingerzeig für die Clavier-Industrie aller Länder; eine starke Mahnung, sich gründlich mit dem Steinway-System vertraut zu machen und zu befreunden. Dies dürfte freilich nicht blos der äußern Form nach, mit schlechtem Material und unter dem Motto: „Nur billig!“ geschehen. Wir haben schon Steinway-Copien gesehen, in welchen statt Stahl altes Eisen und ein Holz verwendet war, auf dem im vorigen Frühling wahrscheinlich noch die Vögel sangen. Das sind eben wohlfeile Farbendrucke, nicht Oelgemälde.

Herr *Theodor*, der sich einige Tage *Steinway* in Frankfurt aufhielt, machte eben einen kleinen Rundgang durch die Ausstellung, als ich mit einigen Bekannten dazu stieß. Die Erscheinung des Mannes hat etwas Auffallendes und eigenthümlich Anziehendes. Wer den kräftig gebauten, wettergebräunten Mann betrachtet, wie er in seinem weit läufigen, einfärbigen Anzug, den weichen schwarzen Filzhut über die blitzenden, stark bebuschten Augen gedrückt, breit spurig daherschreitet, der mag ihn etwa für einen kühnen Schiffscapitän halten. Der prahllose Stolz des unabhängigen Bürgers, des eisernen Arbeiters, der nur sich selbst, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten Ruhm und Vermögen dankt, kleidet ihn wohl. Eminent deutsche und charakteristisch amerie Elemente haben sich in ihm zu einer bedeutenden Inkanischdividualität fest verschmolzen. Seine gründlichen physikalischen Kenntnisse, verbunden mit dem Scharfblicke augenblicklichen Auffassens, machen Steinway zu dem lehrreichsten Führer, den wir uns wünschen konnten. An einem der aus gestellten Claviere erkannte er sofort die weißen Tasten als künstliches Elfenbein, wie es jetzt aus Schießbaumwolle und Kampfer, sogenanntem Celloïd, in Paris und anderswo fabricirt wird. Steinway erbat sich als Probe einen solchen Tastenbeleg und machte uns später den Spaß, ein brennendes Zündhölzchen daran zu rücken, worauf das „Elfenbein“ mit dem der Schießwolle eigenen raschen Aufzischen sofort verpuffte. Derlei billiges Celloïd-Elfenbein soll bereits von zahlreichen Clavierfabrikanten, die wahr scheinlich das Feuerwerk darin nicht ahnen, als Tastenbeleg verwendet werden. Man denke sich die Ueberraschung des Spielers, wenn ihm die brennende

Cigarre oder eine Kerze aus dem Clavierleuchter unversehens auf solche Claviatur fällt! Vor jedem der in Frankfurt neu ausgestellten Objecte, aus dem ein möglicher Einfluß auf die Verbesserung der Clavier-Fabrication schimmerte, machte in *Steinway* instinctiv Halt. Zuerst vor einem neuen Verfahren, Bronze mittelst Phosphors dichter und dünnflüssiger zu machen. Die ausgestellten Legirungen von Phosphorbronze mit dem enormen Phosphorgehalt von 17 Percent können für die Armatur der Pianos unschätzbar werden. Poröse Körper klingen bekanntlich nie so gut wie feste Metalle; der Phosphor ist das Medium, welches die Gase, die sonst alle Legirungen undicht machen, verbrennt. Von einem Hildesheimer Glockengießer im vorigen Jahrhunderte weiß man, daß er heimlich Armesünderknochen seinem Metallguß beisetzte, um den Glocken einen besseren Klang zu geben, den sie auch wirklich gewannen. Was daran Aberglaube war, die armen Sünder nämlich, wird jetzt belächelt, aber der physikalische Grund des Besserklingens, der Phosphorgehalt in den Knochen, erhielt wissenschaftliche Bestätigung. Eine andere hier ausgestellte Erfindung, auf deren Wichtigkeit für den Clavierbau Steinway zuerst aufmerksam machte, ist das von Herrn in *Fleitmann* Iserlohn entdeckte Verfahren, Nickel und Kobalt als weiches Metall herzustellen, wodurch sie ein Schweißen mit Eisen oder Stahl zulassen. Damit platirte Bleche oder Drähte können zu äußerst dünnen Flächen ausgewalzt werden, ohne daß an einer Stelle diese Verschweißung zerreißt. Steinway dürfte der Erste sein, die Herstellung nickelplatirter Claviersaiten zu veranlassen.

„Verbieth du dem Seidenwurm zu spinnen!“ — das Wort Tasso's gilt nicht blos für den Poeten. Auch Theodor Steinway forscht und arbeitet unablässig, seiner selbst nicht schonend, obgleich er, ein Fünfziger und kinderlos, nicht auf Geldgewinn ausgeht und sich Ruhe gönnen könnte. Die Liebe zu seiner Kunst, die er immer noch weiter vervollkommen möchte, läßt ihn selbst auf einer Höhe des Erfolges nicht rasten, in der Andere nur eine Ruhebänk der Bequemlichkeit begrüßen würden. Es ist dies ein echt deutscher Zug, im Gegensatz zu der Neigung französischer und italienischer Fabrikanten, sich völlig zur Ruhe zu setzen, sobald sie sich ein leidliches Vermögen erarbeitet. Eine andere moralische Macht in den Steinways ist ihre Familien-Tradition, ihr inniges Zusammenleben und -Arbeiten. Vor mehr als dreißig Jahren war der alte Steinway aus Braunschweig mit fünf tüchtigen, intelligenten Söhnen als Claviermacher nach Newyork übersiedelt. Die Söhne übertrafen bald den Vater und arbeiteten nach dessen Tode gemeinsam weiter, der älteste, repräsentirt das gelehrte Element *Theodor* in der Familie, er ist der wissenschaftliche Forscher und Erfinder, sein Bruder der oberste administrative *William* Leiter der Fabrik. Die drei anderen, gleichfalls ausgezeichneten Brüder sind leider vor Kurzem im rüstigsten Mannesalter gestorben; sie dürften ihrer Arbeitskraft doch zu viel zugemuthet haben. Aber vier Söhne derselben stehen ihren beiden Oheimen als talentvolle und ehrbegierige Mitarbeiter bereits zur Seite. Nach dem Besuche der besten deutschen Hochschulen sind sie als einfache Arbeiter in die Newyorker Fabrik eingetreten, wo sie von der Pike auf sich empordienen müssen. Von einem vergnüglichen „Cavalierspielen“, wie es heute so häufig Söhne reichgewordener Fabrikanten als Beruf treiben, ist in dieser Familie keine Rede und dürfte es auch schwerlich in späteren Generationen sein. Ich bin unversehens von den neuen Steinway-Clavieren in Frank auf die Steinways selbst zu sprechen gekommen. Sie furt gehören zu den culturhistorisch merkwürdigen und erfreulichen Erscheinungen, und da ich voraussetze, daß in dem freundlichen Leser ebensowenig wie in mir selbst der Clavierspieler den Menschen todteschlagen hat, so durfte ich die kleine Abschweifung wagen.